

Am Anfang war Audre Lorde. Weißsein und Machtvermeidung in der queeren Ursprungsgeschichte

Haritaworn, Jinthana

2005

<https://doi.org/10.25595/3055>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Haritaworn, Jinthana: *Am Anfang war Audre Lorde. Weißsein und Machtvermeidung in der queeren Ursprungsgeschichte*, in: *Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft*, Jg. 14 (2005) Nr. 1, 23–35. DOI: <https://doi.org/10.25595/3055>.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

- Richardson, Diane/Seidman, Steven (Hg.), 2002: „Introduction“. In: Dies. (Hg.): *Handbook of Lesbian and Gay Studies*. London, Thousand Oaks, New Dehli, 1-13.
- Rubin, Gayle, 1975: „The Traffic in Women. Notes on the ‚Political Economy‘ of Sex“. In: Reiter, Rayna R. (Hg.): *Toward an Anthropology of Women*. New York, 157-210.
- Shepard, Benjamin/Hayduk, Ronald (Hg.), 2002: *From ACT UP to the WTO: Urban Protest and Community Building in the Era of Globalization*. New York.
- Vance, Carole S., 1992: *Pleasure and Danger. Exploring Female Sexuality*. London.
- Wagenknecht, Nancy, 2003 „Always be yourself! Männlichkeit, Klassenposition und normative Heterosexualität in der Formierung von Subjektivität“. In: Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Pieper, Marianne (Hg.): *Gouvernementalität: Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*. Frankfurt/M., 196-223.
- Wagenknecht, Peter, 2004: „Heteronormativität“. In: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hegemonie bis Justiz*. Hamburg.
- Warner, Michel, 1993: „Introduction“. In: Ders. (Hg.): *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory*. Minneapolis, vii-xxi.
- Weeks, Jeffrey, 1985: *Sexuality and its Discontents. Meanings, Myths & Modern Sexualities*. London, New York.
- Wittig, Monique, 1992: *The Straight Mind and Other Essays (1976-1990)*. Boston.
- Woltersdorff, Volker, 2004: „Zwischen Unterwerfung und Befreiung. Konstruktionen schwuler Identität im Coming Out“. In: Helduser, Urte u.a. (Hg.): *Under Construction. Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/M., 138-149.

Am Anfang war Audre Lorde. Weißsein und Machtvermeidung in der queeren Ursprungsgeschichte*

Jinethana Haritaworn

„It is (white middle class lesbians and gays; Anm. J. H.) who produce queer theory and for the most part their theories make abstractions of us colored queers. They control the production of queer knowledge in the academy and in the activist communities“ (Anzaldúa 1991, 251).

Dieser Artikel behandelt Weißsein in der Queer Theory, genauer gesagt in ihrer Entstehungsgeschichte. Er beschreibt weder die Ursprünge oder den Inhalt einer queer of colour Identität, noch liefert er Strategien gegen weißen queeren Rassismus. Ich hebe dies hervor, da diese Erwartungen hartnäckig an meine bisherigen Formulierungen herangetragen wurden. Dies zeugt von der Zwickmühle, in die minorisierte Queers geraten, die das Risiko eingehen, in der machtvermeidenden¹ queeren Kultur Macht-

unterschiede zu thematisieren. Wir sollen das Bedürfnis weißer Leute nach authentischer Andersartigkeit und Hyper-Unterdrücktheit befriedigen, ohne sie mit ihrem Anteil daran zu konfrontieren; sie über ihr Weißsein aufklären, ohne ihnen aber das Gefühl von Ignoranz oder gar Schuld zu geben. Am Ende bestätigt sich oft, was man schon vorher „wusste“, nämlich, dass Ethnisierte sich zusammenfassen lassen unter „Identitätsprobleme“. Dass wir partikulär und prä-theoretisch sind, oder aber besonders subversiv, hybrid und performativ. Dass wir irrational sind, wütend und spalterisch. Und dass wir wie viele ehemals Kolonisierte die eigenen Räume noch repressiver regieren als die Weißen.

Dahinter steht eine spezifisch queere Tradition der Feindseligkeit gegenüber schwullesbischer Machthinterfragung, welche schon in die Ursprungsgeschichte eingeschrieben ist. Hier wird vor allem den nicht-trans Feministinnen of colour der 1980er Jahre Audre Lorde, Gloria Anzaldúa und Cherríe Moraga der Ehrenplatz zugeschrieben, die queere Nicht-Identität autorisiert zu haben. Wie wir sehen werden, erweist sich diese Aneignung mehrfachunterdrückter Kritik und Geschichte als gewaltsam. Ich beschreibe zunächst die theoretischen Werkzeuge, anhand derer ich diese Gewalt erkennbar machen will.

„Their daily, constant work.“ Intersectionality, Positionalität und Weißsein

„(M)y hardest struggle has been to admit and honor (the) daily, constant work (of Jewish and women of colour) when this means correction of my ignorance, resistance to my prejudice.“
(Pratt 1984, 43)

Im Gegensatz zu älteren Rasse- und Ethnizitätsregimen sind mehrheitsethnisierte² Identitäten heute in der Regel unmarkiert. So nehmen sich im derzeitigen Rassismus außer Neo-Nazis nur wenige Mehrheitsdeutsche als weiß wahr. Vielmehr entsteht die „Normalität“ und „Überlegenheit“ mehrheitsethnisierter Identität vor allem indirekt aus der Art, wie sie sich von MigrantInnen, Juden und Jüdinnen, Leuten of colour und anderen Ethnisierten abgrenzt. Dies hat unter anti-rassistischen TheoretikerInnen zu einem Paradigmenwechsel von Migrations- oder Race-Relations- hin zu Weißseins-Studien geführt (Back/Ware 2002). Beispielsweise ist nicht mehr die angeblich „traditionelle“ Homophobie oder Homoerotik Asiens Gegenstand der Analyse, sondern die weiße Herrschaft, die dieser ethnisierten Sexualisierung zugrunde liegt (Said 1979). Hierbei sind das „was“ und „wie“ der Darstellung genauso interessant wie das „wer“. Historisch sind es Weiße, die die Macht besitzen, Leute of colour als pervers, hyper- bzw. a-sexuell und kontrollbedürftig darzustellen. Zweitens ist Weißsein in der Regel für ethnisch Minorisierte erkennbarer als für Majorisierte (hooks 1992), welche im Gegenteil in die Vermeidung der Wahrnehmung ihrer Macht und Privilegien investieren (Frankenberg 1993). Im Gegensatz zur dominanten, entkörpernten Epistemologie behandeln Weißseins- und andere Studien der Dominanz Wissen als etwas Situiertes,

das in Adrienne Richs (1986) Worten untrennbar ist von der „Politik des Ortes“. So gelten weiße Meinungen über Rassismus in den meisten Kontexten als objektiver, neutraler und letztendlich glaubhafter als ethnisierte, denen schnell vorgeworfen wird, irrational, emotional oder parteiisch zu sein.

Hieraus ergibt sich die politische Notwendigkeit zur „Positionierung“ oder Benennung der eigenen SprecherInnenposition, welche wie in Richs reflektierter weißer jüdischer Mittelklasse-Position von simultaner Dominanz und Marginalität gekennzeichnet sein kann. Die Erkenntnis der „Intersektionalität“ oder Simultanität von Machtverhältnissen widerspricht Single-Issue-Politiken wie dem dominanten Feminismus, von welchem sich Richs Politik des Ortes abwendete. Demzufolge schreibe ich nicht nur aus einer ethnisierten und sexualisierten Perspektive, sondern auch aus einer nicht-trans, nicht-behinderten Mittelklasseposition.³ Diese Aufzählung sozialer Attribute fasst meine kontextspezifische, in der Entwicklung begriffene Identität nur unzureichend zusammen. Genau so wenig aber, und im Gegensatz zu manchen post-modernistischen Ideen der Unvorhersehbarkeit und Beliebigkeit aller Identifikation, lassen sich diese Positionierungen von ihren sozialen Bedingungen trennen, die mich Ungerechtigkeiten gegen Transleute, Behinderte und Arbeiterklasseleute sowie meinen Anteil daran in erster Linie vermittelt wahrnehmen lassen.

Die theoretischen Formulierungen der Positionalität und Intersektionalität erfolgen aus den jahrzehntelangen Auseinandersetzungen zwischen und vor allem innerhalb der großen sozialen Bewegungen, insbesondere der innerfeministischen Rassismusdebatte (Hill 1997). Ursprünglich stellten sie Versuche dominanter Leute dar, konstruktiven Sinn aus der Kritik der von ihnen Unterdrückten zu machen und eigene Bildungs- und Verbündetenarbeit zu leisten. Politisch bleiben sie oft beschränkt durch die Hoffnung, dominante Unschuld zu erreichen. Demzufolge werden viele der radikalsten Studien von Weißsein, Maskulinität und Heterosexualität nach wie vor von Minorisierten verfasst (vgl. Back/Ware 2002). Ferner ist die Verbreitung von Dominanzforschung geographisch, sozial und zeitlich beschränkt. So hat die dominante Hinterfragung von Weißsein eine längere angloamerikanische als deutsche Tradition. Selbstkritische Texte über nicht-behinderte und nicht-trans Identitäten fehlen überdies weitgehend, was sich einerseits durch das post-identitäre Klima erklären lässt, in welchem diese Bewegungen heranwachsen, und andererseits mit der größeren Bedeutung, welche Anti-Rassismus und Feminismus als Symbole zeitgenössischer progressiver Identitäten wie der queeren zugewiesen wird. Wie ich an der queeren Ursprungsgeschichte zeigen werde, vermeidet diese auch ihre rassistische Macht. Bezeichnenderweise sind es jedoch nicht-trans lesbische Feministinnen of colour wie Audre Lorde, welche als die „Hebammen“ dieser Geburt erinnert werden.

Who killed the white subject? Die Funktionalisierung von Feministinnen of colour in der queeren Genealogie

Die viel zitierte Queer-Genealogie des amerikanischen Postmodernisten Steven Seidman widerspricht sich gleich mehrmals. Ethnisierte werden abwechselnd ans Ende und an den Anfang des queeren Universums gestellt und sodann ganz aus ihm herausgestrichen. In *Queer Theory/Sociology* etwa kritisierte Seidman (1996, 12) ethnisierte Selbst-Organisation als essentialistisch und implizit unqueer. Fünf Jahre später jedoch beklagt er die angebliche „Unterentwicklung“ schwarzer schwuler Selbst-Organisation. Hindernis hierfür soll weniger die eigene Feindseligkeit sein als die Unemanzipiertheit schwarzer Schwuler und die Homophobie ihrer *communities* (Seidman 2002, 45). Hierbei geht Seidman soweit zu behaupten: „There was no Stonewall in black America“ (ebd., 57). Die Erinnerung an das Ereignis, welches gemeinhin als Geburtstag der queeren *community* gefeiert wird, übergeht die mittlerweile etablierte historische Tatsache, dass nicht weiße privilegierte nicht-trans Schwule sondern schwarze und Drag Queens/Transgenders of colour aus der Arbeiterklasse wie Silvia Rivera und Marsha Johnson im Stonewall gegen die Polizei rebellierten.⁴ Ein Geschichtsschreiber wie John d’Emilio (2002, 152), der dies zunächst anerkennt, tut es sogleich wieder als spalterischen Mythos ab. Auf diese Weise werden vor allem ethnisierte Transleute ganz aus der queeren Geschichte gestrichen (vgl. Rivera 2002). Im Gegensatz hierzu, und wiederum in Widerspruch zur angeblichen Nicht-Existenz ethnisierte Selbst-Organisation, werden nicht-trans lesbische Feministinnen of colour als Urheberinnen dieser Geschichte gefeiert. Neben dem Poststrukturalismus, der Aids-Krise und den *Sex Wars* zwischen perversen und *radical* „frauen-identifizierten“ Feministinnen soll deren Rassismuskritik die Schaffung einer queeren Nicht-Identität erfordert haben. Diese Genealogie übergeht die schmerzhaften Schnittstellen dieser Bewegungen, z.B. die tödlichen Ausschlüsse schwarzer Schwuler aus der Aids-Bewegung (Hemphill/Beam 1991) oder Lordes (1982) Antipathie gegenüber Sodomasochistinnen, Butches und Femmes. Bisexuelle und Transleute aller sexuellen Orientierungen, obwohl oft als Profitierende des queeren Zusammenschlusses dargestellt, werden genauso gewaltsam „vergessen“ wie Leute of colour der Arbeiterklasse, die sich in Abgrenzung zu weißen Mittelklasse-Schwulen und Lesben „queer“ nannten, lange bevor deren akademische Nachfahren sich diese Identität aneigneten (Anzaldúa 1991). Problematisch ist auch, wie Seidman die feministischen Versuche, Ausschlüsse zu verringern, zur Verkörperung des Ausschlussprinzips macht, und zugleich die eigene, schwul dominierte Bewegung von der Kritik verschont. Es fragt sich, was die Selektivität, mit der er der anti-rassistischen Kritik im Feminismus eine scheinbare Plattform gibt, jedoch den Rassismus der eigenen Bewegung herunterspielt, mit seiner (Nicht-)Positionierung als weißer Schwuler gegenüber Frauen und Ethnisierten zu tun hat.

JOURNAL OF WOMEN, POLITICS & POLICY™

Co-Editors:

Heidi Hartmann, PhD

President, Institute for Women's Policy
Research, Washington, DC

Carol Hardy-Fanta

Director, Center for Women in Politics & Public Policy,
John W. McCormick graduate School of Policy Studies,
University of Massachusetts, Boston

New Size!
New Title!



EVERY LIBRARY PRINT SUBSCRIPTION
WITH
SITE-WIDE
ONLINE
ACCESS

The **Journal of Women, Politics & Policy** (formerly the *Journal of Women & Politics*) has been retitled to better reflect its expanded focus and multidisciplinary approach to the study of women's lives. The journal explores the impact of public policies on women's lives and women's roles as in the political process—as citizens, taxpayers, voters, activists, leaders in interest groups and political parties, and office holders in the legislative, executive, and judicial branches of government at all levels, including the increasingly relevant international bodies such as the European Union and the World Trade Organization. It also focuses on policy areas such as tax and budget policy, poverty and income security, education and employment, caregiving, and health and human rights, including violence, safety, and reproductive rights.

For more information, visit this journal online at
<http://haworthpress.com/web/JEG> or the Editor's site at <http://www.egovjournal.com>

For a brochure on how to prepare articles for publication, request an "Instructions for Authors" brochure from Heidi Hartmann, PhD, Institute for Women's Policy Research, 1707 L Street, NW, Suite 750, Washington, DC 20036; Tel: (202) 785-5100; Fax: (202) 833-4362; E-Mail: heidi@iwpr.org.

Sample copies of journals are available free of charge to libraries and faculty with library recommendation authorization. Send your request to:
<http://www.haworthpress.com/journals/sample.asp>
(Allow 6-8 weeks for delivery.)



The Haworth Political Press™
Imprint of The Haworth Press, Inc.
10 Alice Street, Binghamton, NY 13904-1580 USA

**AMEX, DINERS CLUB, DISCOVER, EUROCARD,
JCB, MASTERCARD & VISA WELCOME!**



CALL OUR TOLL-FREE NUMBER: 1-800-429-6784

US & Canada only / 8am-5pm ET Mon-Thur;
Fri, 8am-2pm. Outside US/Canada: + 607-722-5857



FAX YOUR ORDER TO US: 1-800-895-0582

Outside US/Canada: +607-771-0012



E-MAIL YOUR ORDER TO US:

orders@HaworthPress.com



VISIT OUR WEB SITE AT:

<http://www.HaworthPress.com>

Individual orders and orders outside US/Canada/Mexico must be prepaid by personal check or credit card. If paying in Canadian funds, please use the current exchange rate to convert total to your currency. Residents of Newfoundland, Nova Scotia, and New Brunswick; add an additional 8% province tax. In the US: CA, IL, IN, MN, NY, OH, & SD residents please add applicable sales tax. Payment in UNESCO coupons welcome. Prices subject to change without notice.

(17) (57) HAD05

Meine Hauptkritik gilt jedoch der Nahtlosigkeit, mit der Seidman die Feministinnen of colour der 1980er Jahre in den Poststrukturalismus münden lässt. Ihm zufolge entstammt Queer der anti-rassistischen Kritik am weißen „Ich“ des dominanten Feminismus, welche den Tod des Subjekts verkündet und Kategorien wie Mann und Frau, hetero und homo, weiß und schwarz in eine permanente Krise versetzt haben soll. Während vor allem jüngere ethnisierte Feministinnen sich durchaus auf poststrukturalistische Gedanken beziehen, werden ausgerechnet Audre Lorde, Gloria Anzaldúa, Cherríe Moraga und Barbara Smith als Autorinnen der queeren Nicht-Identität zitiert. Wie Paula Moya (1997), Vivien Ng (1997) und andere zeitgenössische Feministinnen of colour zeigen, waren diese weit davon entfernt, das ethnisierte und vergeschlechtlichte Subjekt zu ermorden. Ganz im Gegenteil beton(t)en sie, wie der berühmte Titel *This Bridge Called My Back* (Moraga/Anzaldúa 1981) ausdrückt, die Notwendigkeit von Positionalität für Koalitionen zwischen Frauen und Männern verschiedenster ethnischer, sexueller und Klassenhintergründe.

Wie ein Blick in queere Leselisten und Konferenzsäle zeigt, zieht die Zelebrierung der alten Feministinnen of colour keinesfalls eine größere Beteiligung Ethnisierter (geschweige denn ethnisierter Frauen) am queeren Diskurs mit sich. Wir werden sehen, wie diese Lesart ganz im Gegenteil eine dominante Politik autorisiert, die kontemporäre radikale Interventionen assimiliert, dämonisiert und ganz verhindert.

Politisch korrekte SpielverderberInnen? Die Instrumentalisierung Mehrfachunterdrückter in der Essentialismuskritik

„When the ideas of Essex Hemphill, Marlon Riggs, Audre Lorde, and Barbara Smith can be dismissed as essentialist and therefore theoretically as well as politically flawed, when exposure to Queer Theory can lead to a dramatic re-vision of Mapplethorpe’s racist photographs, I fear that there is little room for anti-sexist, anti-racist work in the queer academy“ (Ng 1997, 229).

Seidmans Lesweise der Feministinnen of colour als Anti-Essentialistinnen statt als Feministinnen und Anti-Rassistinnen ist um so gewalttätiger, als sich die Essentialismuskritik in der queeren Praxis selten gegen Sexisten oder RassistInnen richtet. Vielmehr wird sie dazu verwendet, minorisierte Kritik abzuwürgen. Das dominante schwul-lesbische Subjekt wird kaum einer ehrlichen Selbstreflexion unterzogen, sondern verschwindet inkognito hinter seiner queeren Nicht-Identität. Dies verhindert die Aufarbeitung einer Geschichte, in der Ethnisierte nach innen bevormundet und ausgebeutet und nach außen dämonisiert wurden (Fung 1996, Castro Varela/Gutiérrez Rodríguez 2000). Zugleich bleiben die weitreichenden Anleihen queerer Theorie und Praxis bei der anti-rassistischen Bewegung vom „ethnischen Modell“ bis zur „Hybridität“ und gar „Migration“ (z.B. Sinfield 1998, Fortier 2003) ungedankt.⁵ Selten als Teil der eigenen Bewegung wahrgenommen, verkörpern Ethnisierte auch heute in erster Linie Homophobie sowie Konkurrenz um staatliche Anerkennung und Ressour-

cen. Dies gilt für die schwul-lesbische Politik des Lesben- und Schwulenverbands Deutschlands (LSVD) genauso wie für die queere der britischen Organisation Outrage.⁶ In der Ära des Gender Mainstreamings und des Anti-Diskriminierungsgesetzes, wo relativ privilegierte Mitglieder unterschiedlicher minorisierter „Communities“ zuerst zu deren VertreterInnen erhoben und dann gegeneinander ausgespielt werden, dürfte diese Tendenz eher ab- als zunehmen (Anthias/Yuval-Davis 1992).

Anstatt die tatsächlichen Machtverhältnisse des queeren Diskurses aufzudecken, wird die Essentialismuskritik in der Regel hervorgebracht, um rassistische Ausschlüsse zu rechtfertigen. Symptomatisch hierfür beschimpfte John Champagne den schwarzen schwulen Poeten Essex Hemphill, welcher die Fetischisierung schwarzer Körper in den Fotografien Robert Mapplethorpe kritisierte, als sex- und letztlich schwulenfeindlich (Ng 1997, 225). Auf ähnliche Weise stellt Nikki Sullivan (2003, 70), die Verfasserin des bisher umfassendsten queeren Textbuches, den Filmemacher Marlon Riggs als gefährlichen „schwulen Nationalisten“ dar, welcher jene schwarzen Schwulen viktimisiere, die Sadomasochismus (S/M) machten oder weiße Freunde hätten.⁷ Auffällig ist hier die aggressive Hervorhebung anti-rassistischer Kritiken, welche explizit inter-ethnische Sexualität problematisieren. Dahinter steht die uneingestandene Angst, seinen dominanten Zugang zu minorisierten Körpern beschränken zu müssen.⁸ Dies wird durch eine machtwortvermeidende Zelebrierung machtdifferenzierter Sexualität rationalisiert (Butler 1993, vgl. Haritaworn i.E.). Demgegenüber gehen anti-rassistische Queers als lustfeindliche SpielverderberInnen hervor, die Anti-Pornographie-Feministinnen wie Andrea Dworkin in die Hände spielen. Bestenfalls wirft der queere Mainstream seinen radikalen Rändern vor, pessimistisch oder gar paranoid zu sein (vgl. Halberstam 2004). Während einzelne queer of colour Produktionen als besonders hybrid, performativ und queer zelebriert werden, werden Arbeiten, die explizit Unterdrückung thematisieren, allzu oft mit der Essentialismuskeule erschlagen. Neben der dargestellten persönlichen Dämonisierung „erschlagen“ weiße TheoretikerInnen Queers of colour auch theoretisch. In Anzaldúas (1991, 251) Worten, „They police the queer person of colour with theory.“ So ist es kein Zufall, wenn sowohl Sullivan als auch Seidman die Unausweichlichkeit des Ausschlussprinzips nicht an weißer queerer, sondern an schwarzer lesbischer Identität illustrieren.

„For example, asserting a black, middle class, American lesbian identity silences differences that relate to religion, regional location, subcultural identification, relation to feminism, age, or education“ (Seidman 1996, 12).

Dies wiederholt die historische Reduzierung schwarzer Lesben auf das Identitäre, dessen schlimmste Auswüchse sie nicht zufällig verkörpern. Es verniedlicht gleichzeitig tatsächliche Machtverhältnisse zwischen schwarzen Lesben. Die Diskreditierung schwarzer lesbischer Selbst-Organisation findet im Namen marginalisierter schwarzer Lesben statt, welche der weiße Kritiker scheinbar gegen ihre dominanten Schwestern in Schutz nimmt. Tatsächlich aber nimmt diese Patronage auch marginalisierten schwarzen Lesben das Recht, ihre Mitgliedschaft in allen Bewegungen ein-

zuklagen, die sie zu vertreten behaupten. Der Listenansatz macht aus Mehrfachunterdrückten handlungsunfähige Objekte, Anhäufungen abstrakter Kategorien, deren Endlosigkeit sich letztlich ad absurdum führt. Dies hat unbequeme Übertöne mit Backlash-Methoden gegen progressive Politiken, welche Mehrfachunterdrückte als Quoten-Witzfiguren verlachen. So hob die rechte Pressekampagne unter Margaret Thatcher, welche das Ende des linken Greater London Council herbeiführte, die Mehrfachunterdrücktheit der Stadträtin Linda Bellos hervor. Deren Einstellung als Schwarze, Jüdin, Lesbe, Behinderte *und* Alleinerziehende konnte schließlich nur ein Hirngespinnst „verrückter Linker“ sein (Naoko Pilgrim 2000).

Queere Kontexte haben ihre eigene Backlash-Kultur. Zwar gehört es mittlerweile zum guten Ton, sich minorisierte Beiträge einzuladen. Gerade ethnisierte, aber auch trans und nunmehr behinderte Teilnehmende (alle zumeist nur auf einer queeren Achse minorisiert) verkörpern queere Vielfalt, Gerechtigkeit und letztlich Identität. Dagegen fragte sich Helen (Charles) (1993, 98f.), warum gerade sie auf Konferenzen über das für sie neue Thema Queer vortragen sollte:

„Did this mean that I was to switch to token status? The likelihood was probable, so how do I position myself? Would (her and another black woman's presence; Ann. J. H.) make an impact on the audience – and if so, would it be political or aesthetic?“

Hierbei scheint es egal, was Ethnisierte sagen, solange sie nicht den dominanten Diskurs selbst angreifen. So überraschte die Diskrepanz zwischen dem insgesamt anti-identitären Ton der ersten Ausgabe der Zeitschrift *differences* über Queer Theory (1991) und dem einzigen ethnisierten Beitrag von Ekua Omosupe (1991, 111), welche ihre persönlichen Coming-Out-Erfahrungen beschrieb und mit den Worten endete „I am a lesbian. I am a black lesbian“. Wenn Queer im Kern eine Nicht-Identität ist, dürfen sich Queer of colour dennoch durch Identität beschreiben. Gerade in Verbindung mit ethnisierter Homophobie wird dies sogar von uns erwartet. Explizitere Herausforderungen an den queeren Diskurs hingegen, wie die Vorträge über queeres *Wei_sein* von Peggy Piesche und mir auf der Berliner Konferenz „Queering the Humanities“ im Juli 2004, werden mit Defensivität, Distanzierung und Anschuldigungen abgewehrt, wir seien irrational, aggressiv und wollten letztlich nur die Bewegung spalten (Hacker 2004). Dies deckt sich mit derzeitigen rassistischen Mehrheitsdiskursen um unkontrollierbare TerroristInnen, mangelnde Integration und Parallelgesellschaften. Minorisierte sind willkommen, aber nur, wenn wir uns in den queeren Diskurs assimilieren und seine ungleichen Produktionsbedingungen unangetastet lassen.

Ein gutes Beispiel für queeren Backlash war die Debatte um trans of colour Repräsentation auf der großen Londoner Konferenz „Queer Matters“ im Sommer 2004 (vgl. Wahng 2004). Viele TeilnehmerInnen sahen in der vom asiatischen Transsexuellen Sel Wahng initiierten Diskussion „die *political correctness*, die zu weit ging“. An dieser Stelle lohnt sich eine detailliertere Beschreibung dieser Machtvermeidung in einem realen queeren Raum (vgl. Haritaworn, i.E.). Wie in den theoretischen Diskus-

sionen über queer of colour S/M, Interethnisierung und schwarze lesbische Identität funktionierte auch dieser reale queere Umgang mit ethnisierter Differenz, indem dominante und marginalisierte Queers of colour gegeneinander ausgespielt wurden. In einem öffentlichen Entschuldigungsspektakel entzogen sich die weißen nicht-trans Organisatoren sämtlicher Verantwortung. Ausgerechnet vor dem Intersektionalitäts-Plenum und inmitten einer aufkeimenden Frage, warum wohl so wenige schwarze Leute erschienen seien, erklärte John Howard das Bedauern der Organisatoren über alle (unspezifizierten) Ausschlüsse aus der Konferenz. Sie seien nun mal „just three white guys“, welche im Rahmen des mit zu wenig Ressourcen ausgestatteten englischen Universitätssystems dennoch ihr Bestes für die queere Sache gegeben hätten.⁹ Diese Bescheidenheit, welche schon in Judith Halberstams Vortrag (2004) über den Umgang mit queeren Differenzen als kollektives Ideal hervorgetreten war, wurde u.a. durch wiederholte Verweise auf die Wichtigkeit der „(sprich: nicht-trans) queer of colour“ Kritik erreicht.

Der Erfolg dieser Identifikationsstrategie wurde evident, als die nicht-trans Feministin of colour Gayatri Gopinath begann, sich vom Podium explizit für die harte Arbeit der Organisatoren zu bedanken, und so zur Zeugin queerer Gerechtigkeit wurde. Das Publikum brach in enthusiastischen Applaus aus, und man war sich rasch einig, dass es nicht um zahlenmäßige sondern inhaltliche Repräsentanz ginge. Dass Sel Wahng, der einzige Teilnehmer, der trans of colour Inhalte explizit eingefordert hatte, die Konferenz bereits erschöpft verlassen hatte, fiel dabei wenigen auf. Genauso wenig wurde er als eigentlicher Adressat der Entschuldigung vermisst, welche ihm paradoxerweise auch nach der Konferenz vorenthalten wurde.

In den Worten der Gefühlstheoretikerin Sara Ahmed (2004, 120) war dies kein Akt für das mehrfachunterdrückte, sondern für das dominante Subjekt. Die Entschuldigung diente nicht der Restitution am beschämend ungerecht behandelten Objekt des Ausschlusses, sondern der Konstitution einer bescheidenen, gerechten, inklusiven *community*, mit der man sich gerne identifiziert. Wahng mit seinen unbescheidenen Einschlussforderungen fiel hier auch symbolisch als unqueer heraus.

Das Queer-Matters-Spektakel enthielt ein reiches Repertoire an queerer Machtvermeidung, von humoriger Selbst-Viktimisierung und anti-identitärer Sachlichkeit bis hin zu hehrer Scham und Bescheidenheit. Zentral aber lebte es von der Teilung zwischen ethnisierten Transleuten und ethnisierten nicht-trans Leuten, vor allem Frauen. So war es auch kein Zufall, dass sich die Organisatoren nicht als „non-trans white guys“ sondern als „white“ und (im Gegensatz zu Wahng?) „guys“ positionierten.

Der Einschluss Ethnisierter als Gewissen des queeren Wirs erweist sich als ein weiterer Akt für das dominante Subjekt. Die symbolische Zelebrierung von nicht-trans Queers of colour in der queeren Ursprungsgeschichte und in Spektakeln wie auf Queer Matters erspart dem dominanten Subjekt die potentiell schmerzhaft und beschämende Auseinandersetzung mit der eigenen Gewalt. Wenn Mehrfachunterdrückte in der Essentialismuskritik dazu instrumentalisiert werden, radikale Kritik abzu-

wenden, dann zeigen Reaktionen auf ihre Interventionen in realen queeren Räumen, wie wenig sie in ihrer tatsächlichen Handlungsfähigkeit interessieren.

Ausblick: Bündnis ohne Schmerzen?

„(I)t really hurts me that some gay people don't know what we gave for their movement.“ (Rivera 2002, 70)

„You don't go into coalition because you just *like* it. The only reason you would consider trying to team up with somebody who could possibly kill you, is because that's the only way you can figure you can stay alive.“ (Reagon 1983, 356f.)

„What if I say, I need this to change? Will I next be unwelcome *here*? Then comes the fear of nowhere to go: no old home with family: no new one with women like ourselves: and no place to be expected with folks who have been systematically excluded by ours“ (Pratt 1984, 50).

An dieser Stelle stünde normalerweise die Forderung nach einer Koalition, um bestehende Ausschlüsse zu redigieren und zukünftige zu verhindern. Ich hinterfrage diese Instant-Lösung mit den Worten dieser drei unterschiedlich positionierten Aktivistinnen. Die zumeist an widerspenstige Minorisierte herangetragene Forderung, sich mit Majorisierten jeglicher politischer Positionierung zu verbünden, leugnet den Schmerz, das Risiko und die Gefahr, die damit verbunden ist, sich auf seine UnterdrückerInnen zu bewegen, nur um wieder zurückgestoßen, bevormundet oder dämonisiert zu werden. In den Worten der Theoretikerin Floya Anthias (2002, 282): „dialogue becomes monologue in the colonial or hegemonic/hierarchical encounter“. Auf andere Art verneint diese Instant-Lösung auch den Schmerz, die tatsächliche Arbeit Verbündeter wie Minnie Bruce Pratt, die ihre Privilegien angreifen und umverteilen und hierfür ihre eigene Mitgliedschaft in dominanten Kollektivitäten aufs Spiel setzen.

Oft werden Mehrfachunterdrückte schon im Moment ihres „Einschlusses“ in Koalitionen „zwischen Queeren, Ethnisierten, Frauen und Transleuten“ ausgeschlossen. Solche vermeintliche Bündnispolitik steht in einer dominanten Tradition, Minorisierte höchstens als bewegungsexterne KonkurrentInnen wahrzunehmen. Gerade in der Zeit der postmodernistischen Positionalitäts-Feindlichkeit wird daran auch der Einschluss einzelner Anti-RassistInnen wie (charles), Piesche und mir nur kosmetisch etwas verändern.

Tatsächlich ist der effektivste Minorisierungsmotor die Einschlussidee selbst. In der Regel sind es Leute, welche auf mehrfachen queeren Achsen majorisiert sind, die entscheiden, welche Texte, Vorträge, Debatten und Personen anthologisiert, kanonisiert und „eingeschlossen“ werden. Wenn minorisierte Queers in den queeren Monolog eingeladen werden, dann geschieht dies zumeist unter der Prämisse, dass wir uns seinen Hegemonien unterordnen.

Wie wir gesehen haben, imaginiert sich die queere *community* bereits in ihrem Ursprung als weiße nicht-trans nicht-behinderte Mittelklasse-Lokalität, welche immer

neue Ränder in sich aufnimmt (Piesche, persönliche Kommunikation). Dem liegt ein Modernisierungsgedanke zugrunde, welcher queere Progressivität nur von einem dominanten Ursprung ausgehen lassen kann. Diejenigen, welche schon vorher queer waren, werden hier zu Neuankömmlingen und EmpfängerInnen wohlmeinender Einschlussgesten. Vergessen ist Silvia Rivera, vergessen auch die Leute of colour der Arbeiterklasse, deren queere Identität der „queeren“ *Nicht-Identität* die Vorlage bot. Demgegenüber wird aus einer *radical* Feministin wie Audre Lorde, die sich wahrscheinlich von vielen Grundlagen queerer Theorie distanziert hätte, die queere Geburtshelferin par excellence.

Meine Wahl der ethnisierten Arbeiterklasse-Metapher der Heb-/Amme verdeutlicht den Euphemismus unserer queeren Familienmitgliedschaft (vgl. Bakan/Stasiulis 1997). So ermächtigt die nostalgische Vereinnahmung der Feministinnen of colour der 1980er Jahre nicht das minorisierte sondern das majorisierte Subjekt. Wie wir gesehen haben, wird ihre „Erinnerung“ zumeist mobilisiert, um zeitgenössische Interventionen in ihrem Geiste zu diskreditieren. Die Funktionalisierung Mehrfachunterdrückter als Symbole einer – letztlich uneinklagbaren – queeren Gerechtigkeit lässt die Frage aufkommen, in wie weit sich das queere Projekt in seiner derzeitigen Form überhaupt reformieren lässt.

Dies ist umso folgenschwerer in der deutschen Version dieser Genealogie, welche die Essentialismuskritik rezipiert, nicht aber die queer of colour Kritik, auf der sie angeblich beruht. So sondern deutsche TheoretikerInnen wie Sabine Hark (2004) bei ihrem Massenimport *Queer Americas* ungeniert dessen ethnisierte Güter aus. Mit den sprachlichen Konnotationen des Begriffs verschwinden im deutschen Kontext auch seine ethnisierten und klassisierten Spuren. Die hiesige Queer Theory überspringt somit die symbolische Identitätsverwirrung der AmerikanerInnen und etabliert sich a priori als rein weiße Disziplin.

Anmerkungen

- * Dieser Artikel wäre nicht entstanden ohne die Kritik, Solidarität, Realitätschecks und vielfältige Unterstützung vieler Leute, v.a.: Sel Wahng, Peggy Piesche, Pascal Yorks und die Queer-AG Hamburg, Dean Spade, Jen Petzen, Kim Brauer und die Queers of colour auf Queer Matters.
- 1 Mein Konzept der Machtvermeidung beruht auf Ruth Frankенbergs „power evasiveness“ (1993, 14). Dieses beschreibt einen bestimmten Rassediskurs, der die Tatsache, dass Rasse sozial konstruiert ist, dazu benutzt, um die Existenz Rassismus zu verneinen. Ich weite das Konzept auf andere Machtverhältnisse aus und benutze es speziell für Diskurse, durch die sich relativ dominante Personen der Verantwortung für ihre Dominanz entziehen.
- 2 Ethnisierung beschreibt einen Prozess, in dem Menschen anhand von Lesungen ihres Phänotyps (Haare, Haut, Gesichtszüge etc.) und anderer Markierungen wie Kleidung, Akzent, Name, Staatsangehörigkeit in hierarchisch unterschiedliche Gruppen eingeteilt werden (Anthias/Yuval-Davis 1992). Ethnisierung kann majorisieren oder minorisieren. Hier benutze ich den Begriff „ethnisiert“ als abkürzende Bezeichnung für die Minorisierten.
- 3 Ähnlich wie „weiß“ müssen „nicht-trans“, „nicht-behindert“ und „Mittelklasse“ als dominante Positionen erkennbar gemacht werden, die sich in der Regel nicht als besonders markieren müssen (z.B. Wilchins 1997, Oliver 1990, Skeggs 1997).

- 4 In Riveras (1998, o.S.) Erinnerung war der *Black Panthers leader* Huey Newton weit weniger homophob und transphob als viele weiße schwule Organisatoren rassistisch (und transphob): „Huey decided we were part of the revolution – that we were revolutionary people.“
- 5 Weitere Aneignungen, die ich hier aus Platzgründen nicht erläutern kann, beinhalten „gay pride“, die „Civil Rights“, „Passing“, „Exil“ und „Diaspora“.
- 6 Der LSVD konkurriert mit MigrantInnen-Organisationen um öffentliche Gelder, indem er im Namen migrierter Schwuler und Lesben Migranten (sic!) als rückständige, patriarchale Fundamentalisten darstellt. Ähnlich richtet sich Peter Tatchells mehrheitlich weißes Outrage fast nur gegen ethnisierte Homophobie wie den zimbabwischen Präsidenten Mugabe, „islamische Fundamentalisten“ und „homophobe Reggae-Musiker“ (Zinn 2003, Smyth 1993). Ethnisierte Queers werden hier, wenn überhaupt, im Nachhinein angehängt, um die Kampagne kosmetisch glaubwürdiger zu machen.
- 7 Diese Lesung ist auch insofern schlampig, als Riggs im selben Buch (Hemphill/Beam 1991) offen über seine eigene Beziehung mit einem Weißen redet.
- 8 Diese Inspiration stammt von Sel Wahng.
- 9 Ich verdanke diese Einsicht über dominante Selbst-Viktimisierung im neoliberalen Zeitalter der Prekarität Encarnación Gutiérrez Rodríguez.

Literatur

- Ahmed, Sara, 2004: *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh.
- Anthias, Floya, 2002: „Beyond Feminism and Multiculturalism: Locating Difference and the Politics of Location“. *Women's Studies International Forum*. 25. Jg. H. 3, 275-394.
- Anthias, Floya/Yuval-Davis, Nira, 1992: *Racialized Boundaries*. London.
- Anzaldúa, Gloria, 1991: „To(o) Queer the Writer – Loca, escritora y chicana“. In: Warland, Betsy (Hg.): *InVersions: Writing by Dykes, Queers & Lesbians*. Vancouver, 249-263.
- Back, Les/Ware, Vron, 2002: *Out of Whiteness: Color, Politics and Culture*. Chicago.
- Bakan, Abigail/Stasiulis, Daiva, 1997: *Not One of the Family: Foreign Domestic Workers in Canada*. Toronto.
- Butler, Judith, 1993: „Gender Is Burning: Questions of Appropriation and Subversion“. In: Dies: *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of ‚Sex‘*. London, 121-140.
- Castro Varela, María do Mar/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación, 2000: „Queer Politics im Exil und in der Migration“. In: Quaestio (Hg.): *Queering Demokratie: Sexuelle Politiken*. Berlin, 100-112.
- (charles), Helen, 1993: „„Queer Nigger“: Theorizing ‚White‘ Activism“. In: Brisow, Joseph/Wilson, Angelina R. (Hg.): *Activating Theory: Lesbian, Gay, Bisexual Politics*. London, 97-106.
- Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, 1991: „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities“. Sonderausgabe hg. von Teresa de Lauretis, 3. Jg. H. 2.
- d'Emilio, John, 2002: „Stonewall: Myth and Meaning“. In: Ders.: *The World Turned: Essays on Gay History, Politics, and Culture*. Durham, 146-153.
- Fortier, Anne-Marie, 2003: „Making Home: Queer Migrations and Motions of Attachment“. In: Ahmed, Sara u.a. (Hg.): *Uprootings/Regroundings: Questions of Home and Migration*. Oxford, 115-122.

- Frankenberg, Ruth, 1993: *White Women, Race Matters: The Social Construction of Whiteness*. New York.
- Fung, Richard, 1996: „Looking for My Penis: The Eroticized Asian in Gay Video Porn“. In: Leong, Russell (Hg.): *Asian American Sexualities: Dimensions of the Gay and Lesbian Experience*. New York, 181-198.
- Hacker, Hanna, 2004: „„Queer Matters“ in London und „Queering the Humanities“ in Berlin: Ein kurzer Bericht von zwei Tagungen zu Queer Theories“. *Feministische Theorie & Geschlechterforschung*. Rundbrief Nr. 37. Wien, 2-4. Internet: www.univie.ac.at/bwl/soc/sektionff/sektionff.htm (Abfrage: 26.01.2005).
- Halberstam, Judith, 2004: „Queer Times“. *Vortrag auf der Konferenz Queer Matters*. London, 29. Mai.
- Haritaworn, Jinthana, 2005 (i.E.): „Queerer als wir? Rassismus. Transphobie. Queer Theorie.“ In: Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (Hg.): *Queering the Humanities* (Arbeitstitel). Berlin.
- Hark, Sabine, 2004: „Queering oder Passing: Ist Queer Theory eine normale Disziplin?“ *Vortrag auf der Konferenz Queering the Humanities*. Berlin, 19. Juni.
- Hemphill, Essex/Beam, Joseph (Hg.), 1991: *Brother to Brother: New Writings by Black Gay Men*. Boston.
- Hill, Mike (Hg.), 1997: *Whiteness: A Critical Reader*. New York.
- hooks, bell, 1992: „Representations of Whiteness“. In: Dies.: *Black Looks: Race and Representation*. London, 165-178.
- Lorde, Audre, 1982: *Zami: A New Spelling of My Name*. Freedom, CA.
- Moraga, Cherríe/Anzaldúa, Gloria E. (Hg.), 2002 (Orig. 1981): *This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Color*. Berkeley.
- Moya, Paula L., 1997: „Postmodernism, ‚Realism‘, and the Politics of Identity: Cherrie Moraga and Chicana Feminism“. In: Mohanty, Chandra Talpade/Alexander, M. Jacqui (Hg.): *Feminist Genealogies, Colonial Legacies, Democratic Futures*. New York, 125-250.
- Naoko Pilgrim, Anita, 2000: *Feeling for Politics: The Translation of Suffering and Desire in Black and Queer Performativity*. Unveröffentlichte Dissertation. Goldsmiths College. London.
- Ng, Vivien, 1997: „Race Matters“. In: Medhurst, Andy/Munt, Sally R. (Hg.): *Lesbian and Gay Studies: A Critical Introduction*. London, 215-232.
- Oliver, Michael, 1990: *The Politics of Disablement*. London.
- Omosupe, Ekua, 1991: „Black/Lesbian/Bulldagger.“ *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*. 3. Jg. H. 2, 101-111.
- Pratt, Minnie Bruce, 1984: „Identity: Skin Blood Heart.“ In: Bulkin, Elly/Pratt, Minnie Bruce/Smith, Barbara (Hg.): *Yours In Struggle. Three Feminist Perspectives on Anti-Semitism and Racism*. Ithaca, New York, 9-64.
- Reagon, Bernice Johnson, 1983: „Coalition Politics: Turning the Century“. In: Smith, Barbara (Hg.): *Home Girls: A Black Feminist Anthology*. New York, 356-368.